

# Am Bärengraben

Autor(en): **Holliger, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 24

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637943>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Palermo, pflanzte der Karthager Hamilkar einst Getreide zur Ernährung seines Heeres, das Palermo verteidigte. Heute weiden dort oben Kinder, Ziegen, Schafe und Pferde.

Dies sollen nur einige Proben sein von den zahlreichen Reminiszenzen aus der Geschichte der Insel, die zu allen Zeiten heißer Wünsche Ziel war, ihrer Fruchtbarkeit und Lieblichkeit wegen. Im Dom zu Palermo ruhen, Pharaonen gleich, in Sarkophagen von rotem Porphyr Roger, der Normanne, der Hohenstaufe Friedrich II., sein Vater Heinrich VI., Wilhelm von Aragonien neben andern Herrschern, die als Vertreter moderner Völker über der Insel gethront haben.

Man erkennt die Spuren der Völker an den Typen, die einem sogleich auffallen, wenn man eine der Städte durchwandert: Frauen mit griechischem Profil, stolze, an die Spanier erinnernde Gestalten, blauäugige, blonde Ziegenhirten, die an die Normannen denken lassen, afrikanisch dunkle Mädchen mit samtischwarz glänzenden Augen und feinen Zügen. Die Bevölkerung der Ostküste stellt eine erstaunlich schöne Rasse dar. Haltung und Gang verraten oft eine fast königliche Würde. Es ist, als lebe hier das sonnige und freie Wesen des Griechentums noch fort. Die Frauen und Mädchen von Taormina, wenn sie, den schweren Wasserkrug auf dem Haupte, langsam und sicher die Gäßlein und Treppen hinaufsteigen, gehen so leicht einher, als trügen sie einen Rosenkranz im Haar.

Und doch, es klingt ein Mißton in die Harmonie. Jene Griechen, die eine so große Kultur schufen, waren doch die Herrenklasse des Landes; unter ihnen schmachtete die Mehrzahl des Volkes in Sklaverei; die heutige Zeit aber hat darin keinen wesentlichen Wandel geschaffen. Der Verfasser hat wenig darüber gesagt, doch genügen die kurzen Bemerkungen, die wie dunkle Schatten über die seligen Gefilde der Insel sich breiten, um uns das ganze Uebel des Landes zu offenbaren.

Im ehemals glücklichen Agrigent wohnt eine Bergarbeiterbevölkerung; sie heudet die Schwefelgruben der Gegend aus. Keller hat die armen Carusi gesehen. Schon vor den Eingängen traf er Jünglinge und Knaben, jeder kaum mit einem Hemd bekleidet, Schwefelblöcke auf den Achseln tragend. Rauchend, in Schweiß gebadet, trugen sie die Last zum Schmelzofen. Ein Zug von Gestalten aus Dantes Fegfeuer, Sünden, die zur Sühne von Missetaten ewig einen schweren Stein mit sich tragen müssen.

Die Minen sind vorwärtsprimitiv; für die Hygiene wird nichts getan. Tausende gehen elend zu grund. Im Grabesdunkel, im Schwefeldampf der unterirdischen Gänge ohne jegliche Hilfsmittel der modernen Technik, ohne Aufzüge, Rollwagen, ohne Luftzufuhr, nur mit Pickel und Händen arbeitend, fristen sie das elendeste Dasein, das sich denken läßt. Nur wenige Minen sind modernisiert. Hier bliebe dem italienischen Staate Kulturarbeit zu tun übrig; die Frage ist nur, wie die Reformen anzufangen sind; denn die Schwierigkeit liegt in den Bodenverhältnissen. Noch herrscht der mittelalterliche Großgrundbesitz, der den Grundherren erlaubt, auch ohne Reformen mit den höher entwickelten Gegenden zu konkurrieren. Die Pachtzinsse ergeben hohe Einkommen, die sich freilich bei Reformen mehrfach vergrößern könnten; doch die treibende Not bleibt den Herren fern, und die Pächter sind nicht in der Lage, die Bewirtschaftung selber zu modernisieren. So rentiert auch die Schwefelgewinnung für die Eigentümer sehr wohl; die Arbeiter aber sind Lohnsklaven im schrecklichsten Sinn und wissen sich nicht zu helfen. Die soziale Bewegung hat noch kaum Wurzel geschlagen; nicht einmal die Bewegung der Bauern. Als Keller palermitanischen Bauern vom schweizerischen Kleinbesitz erzählte, schüttelten sie die Köpfe ob dem Märchen. Landarbeiter begnügen sich mit Fr. 1.80 bis Fr. 2. — täglich, ohne Beköstigung, essen Oliven, Fenchel, Brot und Zwiebeln und schaffen von einem Stern zum andern. Dabei legen sie noch Erspartes auf die Seite. Ein

Glück für sie, daß sie so genügsam sind — kein Glück für die Entwicklung der Insel.

Man mag sich mit dem Jöyllischen trösten; man mag Freude haben an den verzerrten Bauernkarren, die bis auf die letzte Speiche mit grellfarbigen Schnitzereien überdeckt sind, mit Szenen aus dem Orlando furioso, Sarazenen-schlachten, napoleonischen Figuren, dem kämpfenden Sankt Georg oder mit Bildern aus dem Volksleben. Man mag sich ergötzen an treppensteigenden Ziegen, die den Frauen bis ins oberste Stockwerk folgen. Oder man nickt verständnisinnig, daß der Sizilianer nur Milch kauft, die vor seinen Augen gemolken wird. Schließlich muß man sich ja an das Schöne und Gute halten. Der Arzt Pitré von Palermo, der viele Bände sizilianischer Lieder und Märchen sammelte und aufschrieb, alle im „studio ambulante“, in der Kutsche, auf Krankenbesuchen, mag als Grund zur Hoffnung dienen, daß Kräfte zur bessern Zukunft im Sizilianervolk schlummern.

## Am Bärengraben.

### Ein Frühjahrserlebnis.

Der Jöhn war der Einsamkeit und der langen Winter-ruhe überdrüssig; er sehnte sich nach Menschen und Macht. Da flog er von der Bergeshöhe in die Niederung, raste und tollte um die Häuser herum, rüttelte, schüttelte sie gewaltig. Sausend und lärmend, wimmernd und jubelnd, heulend und pfeifend — so wollte er alte, liebe Bekanntschaften rasch wieder erneuern und — neue anknüpfen. fand er aber ein Fenster nur lose geschlossen, so nahm er, mit frecher Neugierde und großer Bosheit, einen gewaltigen Anlauf, machte es polternd und klirrend sperrangelweit auf. Und hindreinsprang er, wie ein zudringlicher Spak, rasch ins Zimmer hinein und schrie: „Guten Morgen, Siebenschläfer, wach' auf! Ich bin es, du ahnst es schon, der jedes Jahr Wiederkehrende — der längstsehnte Frühlingsspender! Ich bringe dir Lenzesfreude und das leuchtende Sonnengold; ich vertreibe dir widerwärtige Grillen und wandle das Duster des Winters in leuchtende Farbenpracht; ich singe dir wieder altbekannte Melodien vor und male dir, fast über Nacht, märchenhafte Bilder, deren Glanz und Zauber kein Sterblicher jemals, sei er jung oder alt, ohne tiefes Ergriffensein über sich ergehen läßt . . .

Ja, hatte ich richtig gehört? War es Wirklichkeit, kein Traum? Beim Erwachen vernahm ich der Frühlingswinde liebliche Laute und Klänge. Schnell rief ich mir die Augen aus, sprang aus dem Bette und sah, daß ein schöner, herrlicher Frühlingstag angebrochen. Wonneerzeugend durchfluteten die goldenen Sonnenwellen mein heimliches Schlafzimmer. Und da hielt es mich nicht länger zu Hause! Ich mußte hinaus, in den lenzesfeierlichen Sonntagsmorgen hinein. Mein Stern, vielleicht Unstern, leitete mich zum Bärengraben hin. Das stets schaulustige Publikum war dort frühmorgens wenig zahlreich vertreten. Die nicht überfütterten Bären zeigten sich willig und gerne bereit für eine Rübe, Feige, ein Stück Zucker, oder für das Seltene: eine Orange, die drolligsten Kunststücke auszuführen. Denn, gibt es wohl für einen Bärenbaum eine größere Sehnsucht und ein erstrebenswerteres Ziel, als eine dieser süßsaftigen, golden-pausbadigen Früchte zu erhaschen? Und was für Meister des Bettelns wir da vor uns hatten! Wie zeigten sie sich erfinderisch durch immer neue ergötliche Abwechslungen! So legte sich der eine auf den Rücken und während seine mächtigen Vordertagen die Hinterfüße festhielten, vollführte er, mit Kopf und Beinen zugleich Takt schlagend, rhythmische Bewegungen. Sein Zweck war offensichtlich der, die Aufmerksamkeit der Gabenspendenden auf sich zu lenken: ein vollendetes Buhlen um Freigebigkeit! Ein anderer stand aufrecht auf den Hinterbeinen, in seiner gewaltigen Größe; den Kopf leicht rückwärts gerichtet, warf

er mir, mit überraschend beweglichen Taten, immerfort: „Bitte, bitte!“ zu. Diesem zeigte ich eine Orange, beschrieb mit Arm und Hand spiralförmige Kurven, und — er verstand mich! Er fing sogleich an wie wild im Doppeltreife herum zu tanzen, indem er gleichzeitig mit den Vordertagen Hals und Brust, im Vorgefühl des kommenden Genusses, liebevoll zu streicheln begann. Auf solche raffinierte Art warb er um meine Gunst und um — die ersehnte Frucht. O Salome, Salome, in diesem Vierbeiner ist dir ein nicht unwürdiger Nachfolger erstanden! Zwei fremde Damen, wohl Mutter und Tochter, bezeugten lebhaft Freude an diesem Schauspiel. Und aus jungen, blauen, lachenden Augen erntete ich leuchtende Blicke der Dankbarkeit. . . . Endlich rief ich: „Meister Beß, du hast es brav gemacht, paß' auf!“ Die Orange flog! Geschickt, wie Kinder den Ball, fing er sie auf. Der Inhalt, mit erstaunlicher Fertigkeit bloßgelegt, wurde allsobald mit Bier verschlungen.

Jemand warf einen mit vielem Papier umwickelten Stein in den Graben. Aber die geruchssichere Bärenschnauze ließ sich keine kleine Sekunde lang täuschen. Wer sah ihn nicht, den giftig-schielenden Blick, der den Absender traf? So deutlich lag darin ausgesprochen: „D hätt' ich dich hier unten!“

Die Bären rücten heute wirklich mit ihren besten Leistungen und Bissen auf. Eben entwickelte sich zwischen zwei mittelgroßen Exemplaren ein kunstvolles Ringen. Klief und gelenkig waren ihre Griffe und Bewegungen, abgestreift lag alle Plumpheit. Die Zuschauer spendeten lauten, wohlverdienten Beifall, wenn der eine vom Gegner regelrecht auf den Rücken gelegt wurde, wie es vollendeter selten bei Schwingern zu sehen ist.

Auf der Höhe einer Tanne des zweiten Zwingerabteils sahen drei ganz junge Bären und sahen dem Treiben der Alten mit sichtbarem Interesse zu. Hier war Gelegenheit für sie, aus Vollem zu schöpfen — die Großen hatten dort äußerst aufmerksame und auch gelehrige Schüler gefunden. Das sollte nur zu bald in Erscheinung treten, denn die Kleinen kriegten in den Graben hinab — und ein neues, starkes Werben um unsere Mildtätigkeit nahm seinen Anfang. Großer Erfolg in allen möglichen Genüssen blieb ihnen bei ihrer drolligen Anmut nicht aus. . . . Einmal gesättigt, begann ihr Spiel: eine wahre Heziagd die Tanne hinauf und wieder hinunter. Das machten sie schnell, mit affenartiger Behendigkeit. Unter nicht endenwollendem Hallo der Zuschauer wurde eines der Bärchen von seinem Gespielen mit bewußter Absichtlichkeit rücklings ins Brunnenbecken gestoßen. Das war wohl seines jungen Lebens erste unfreiwilliges Vollbad! So waren wir Zeugen einer Bärenidylle voll köstlichen, urkomischen Humors!

Der Graben wurde nach und nach dicht von Schaulustigen umstellt. Da, auf einmal sah ich einen mittelgroßen Hund, eine Mischrasse zwischen Dobberman und Fox-Terrier, den Kopf zwischen zwei Eisenstäbe des Gitters hinausstrecken. Wie in Hypnose versetzt, verfolgte er das stark pulsierende, fremde, merkwürdige Leben und Treiben in der Tiefe. Hilf Himmel! Kaum eine Minute später war der Hund unten im Graben, inmitten der vier großen Raubtiere zu sehen. Was war wohl geschehen? Hatte er aus eitler Neugierde oder in jugendlichem Uebermut den Sprung ins Neuland gewagt? Wer konnte es wissen? . . . Borerst schien sich Fox in der neuen Umgebung ganz heimisch zu fühlen. Kühn und unternehmungslustig bellte er die sich langsam zurückziehenden, vierschrötigen Gefellen an und ging sogar gegen sie vor. So eine Frechheit! Und der unwillkommene Gast brachte sie ganz aus dem Konzept. Der Hund aber, durch das langsame Kriechen der Bären immer dreister geworden, sprengte sie ein- bis zweimal in lustigem Tempo in ihrer Klausel herum. Doch rasch erholten sie sich von ihrem ersten Schrecken. Sie mußten sich wohl sagen: „Was für Angstmeier waren wir doch!“ Und ihre Blicke zeigten bald ein

drohendes Fragen: „Was willst du bei uns? Sieh, was für Kerls sind wir gegen dich! Größe und Stärke besitzen wir, mit uns verglichen bist du ein armer, kleiner, erbärmlicher Knirps!“ Und sie wurden wieder, das Gesek des Handelns an sich reizend, die Lenker ihrer Geschichte. In feiner Strategie drängten sie den Hund langsam in eine Ecke — ein glänzendes Schulbeispiel einer Einkreisungspolitik! Jetzt bemächtigte sich sichtbare Unruhe des Gefangenen. Er fing nach und nach heftig zu zittern an wie Epenlaub. Und in der Tat war seine Lage nichts weniger als gemütlich! Leider konnte niemand ihm Rettung bringen als der Bärenwärter — und der war fern! Fox immer enger von den Bestien eingekreist, sah gelbe fletschende Zähne in fleischgierig geöffnetem Rachen und feurig-wilde, grausame Augen, so unheimlich nahe, auf sich gerichtet. In der allergrößten Todesangst raffte er sich auf und schritt zur Verzweiflungstat: in einem gewaltigen Sprunge setzte er über seine Todfeinde hinweg, sein scheinbares Heil in der Flucht suchend! Sofort kam Leben und rasches Handeln in die zottigen Braunen hinein. Ein kurzes schnelles Jagen nach dem Ausreißer und — bald war es um ihn geschehen. . . .

So wurde der Bärenzwinger zum kleinen Stück Welt. Aus geringfügiger Ursache — allzugroße Neugierde, jugendlicher Tatendrang vielleicht, wer weiß es? — wurde ein schicksalschweres Verhängnis! — Freude und Leid, Glück und Unglück, Leben und Tod — wie oft reicht ihr euch auf Erden die Hand! . . .

Traurig verließ ich den Ort des tragischen Ereignisses. Eine etwas weniger gedrückte Stimmung wurde erst im Laufe eines längeren Spazierganges in mir ausgelöst! Es war ein erquickendes Seelenbad für mich, als vom obersten Gipfel einer Tanne eine Amsel ihre aus der Tiefe der Brust geschöpfte Liebeskantate in die erquickende Morgenluft hinausschmetterte. Wie ein schöner Huldigungssplalm an die Gottheit: edel und erhaben klang es! —

Und ein klein wenig ausgeföhnt mit der Welt und ihrer Lebweisen Schicksal — ging ich wieder nach Hause. . . .

Otto Holliger.

### Die zerbrochene Vase.\*

Die Vase, drin die Blumen sterben,  
Hat leicht gestreift ein Fächerchlag —  
Die schönste Hand barg ein Verderben,  
Doch kein Geräusch bracht's an den Tag.

Kein Auge sieht die feine Wunde;  
Sie breitet Tag für Tag sich aus,  
Macht langsam, unbemerkt die Runde  
Im zartkristall'nen, lichten Haus.

Schon flieht das Wasser tropfenweise;  
Es bleicht der Blumen Angesicht. . .  
Und die Vernichtung schreitet leise,  
Das Glas zerbricht — berüh' es nicht!

Wie oft wird selbst von liebster Seite  
Ein treues Herz gequält, germüht,  
Vor Gram wird es des Todes Beute,  
Wenn seiner Liebe Blüte stirbt!

Von Wein und Weh gibt selten Kunde  
Ein starkes Herz, das kämpfend bricht. . .  
Doch ahnst du's, wenn die Todeswunde  
Das Leben bricht — berüh' es nicht!

Otto Holliger, Bern.

\* Nach Sully-Prud'homme, freie Uebersetzung aus dem Französischen.

Sür die Redaktion: Dr. H. Bracher, Spitalackerstraße 28, Bern (Telephon 5302).